Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 199. Bromberg, den 17. Oktober 1926.

Durch die Zeitung.

Roman von Gustav Schiller.

Urheberschutz der Stuttgarter Romanzentrale C. Ackermann, Stuttgart.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

II.

Hans Wilhelm von Süren saß an seinem Schreibtisch und las die eingegangenen Offerten durch.

Er vergnügte sich königlich über diese Brieflein.

Dreizehn an der Zahl hatte ihm dieser Tage gebracht! Er hätte gar nicht gedacht, daß es so viel heiratslustige Weiber gebe.

Es hatten sich auch durchaus nicht lauter „Mädchen", wie es sein Gesuch doch eigentlich voraussetzte, gemeldet. Es waren auch Witwen dabei und „Damen gesetzteren Alters".

Ein Vormund bot sein Mündel an, mit der freundschaftlichen Zusicherung, einen Trauzeugen abgeben zu wollen. Hans Wilhelm lachte Tränen und bedauerte aufs Innigste im stillen, diesen jovialen Herrn nicht kennenlernen zu können.

Nun hatte er noch einen Brief auf der Tischplatte liegen. Ein einfacher, weißer Umschlag, dem ein goldberandetes Kärtchen entfiel, als er ihn aufschnitt. Auf dem Kärtchen stand in zierlicher Schulschrift eine gereimte Erwiderung. Keine Unterschrift, kein Datum, nichts, was auf die Schreiberin hinwies. Mit runden Augen las er. „Donnerwetter noch mal!"

Er zog die Nase zusammen, als ob er Pfeffer gerochen hätte. Diesmal lachte er nicht, sondern sah sehr nachdenklich aus.

Das konnte er doch unmöglich an Rosi senden. Wie die lachen würde! Siehst du, Hansi! So dumm, wie du denkst, sind nicht alle Mädels! Er hörte sie das ganz deutlich sagen.

Dieses Briefchen also würde er unterschlagen.

Ja, aber von wem mochte das sein?

Wer schrieb so in dieser wohlmeinenden Tantenmanier? Sogar auf den lieben Gott wurde er hingewiesen! Und andererseits . . . es war doch Humor drin! Das bewies der Anfang.

Eins war sicher: Ein ganz junges Mädchen konnte das nicht geschrieben haben! Dazu war zuviel moralisches Rückgrat in der Sache. Und eine Ältere? Sollte die wirklich so leichten Herzens auf die Aussicht des Bekanntwerdens verzichten?

Eigentlich gefiel ihm diese verschwiegene Art.

Es mußte doch wohl ein Mädchen von Erziehung sein, das nichts weiter gewollt, als ihm das Törichte und Unschickliche seines Beginnens unter die Nase zu reiben.

So lange hatte er alle übrigen Briefe nicht in der Hand gehalten. Er las das Kärtchen wieder und wieder . . . Umsonst! Es verriet nichts von der Schreiberin. Oder sollte es von einem Manne kommen? War das Ganze ein Primanerscherz?

Dieser Annahme widersprach jedoch der Schluß des Gedichtchens auf das entschiedenste. Schade, zu schade, daß sich's dem Dinge nicht ansehen ließ, wo es herkam!

Er hob es zum Gesicht empor und roch daran. Ein leiser Hauch von Eau de Cologne ließ sich neben dem Geruch der Stempelfarbe feststellen. Hm, es half eben nichts; wenn ihm der Zufall nicht verriet, wer ihn da so gereimt zurechtgewiesen, dann erfuhr er's nie! Und das tat ihm aufrichtig leid.

Er packte die andern Briefe zusammen und adressierte das Paketchen an Frau Rosi von Dettenheim, nachdem er noch einen launigen Erläuterungsbrief dazugeschrieben.

Das Kärtchen schob er in seine Brusttasche. Er schämte sich, es den schalkhaften Bemerkungen seiner Schwester preiszugeben, und er mochte es auch nicht wegtun.

Er pfiff dem Burschen und übergab ihm den Brief, daß er ihn zur Post bringe.

Als er damit hinaus war, drehten sich wieder alle Gedanken Hans Wilhelms um das Kärtchen in seiner Rocktasche. Wieder und wieder las er es. Wie mochte die aussehen, die es geschrieben? So lustig war's und so ernst zugleich! Und so scharf wies es ihn zurecht.

„Wenn jeder die Perlen wollte so fischen", das hieß auf gut Deutsch: „Du Narr! Weißt du denn nicht, wie man's anfängt, ein gutes, reines Frauenherz zu erwerben?

Ein ärgerlicher Ausdruck legte sich auf sein hübsches, frisches Gesicht. Er schämte sich, daß die unbekannte Schreiberin so sehr recht hatte.

Aber schließlich kam er doch wieder ins innere Gleichgewicht.

Ach was! Vielleicht hatte es eine alte Frau geschrieben! Schwamm drüber! Und er zog sich an und ging zu seinem Freunde Wenzel von Mendelen.

Wenzel erwartete ihn schon. „Na endlich! Ich hab' den Rüdesheimer schon egal hin und her geschleppt. Bald stand er mir zu warm und bald zu kalt, aber nun wird er umgebracht so wie er ist! Da kannst für deine Bummelei nicht einen tadellos temperierten Wein verlangen."

„Nein, selbstredend, das kann ich nicht. Aber es ist mir auch egal, wie er schmeckt, denn ich bin ganz durchfroren. Ist ja eine Hundekälte in diesem gesegneten Jahr! Aber bei dir ist's gemütlich." Aufseufzend vor wohligem Behagen, ließ er sich in einen Sessel fallen. „Ach jaa . . . überhaupt, Wenzel . . .! Dieser Schmelz auf unserm Junggesellenleben . . . herrlich! Jeder ein tausendfacher Narr, der das aufgibt!"

„Schwatz' kein Blech, Hans Wilhelm! Ohne Liebe ist das Leben eine Blume ohne Duft!"

Hans Wilhelm tat einen tiefen Zug aus seinem Weinglas. „Hum! Da hast du auch wieder recht! Aber sieh' mal, Wenzel, verliebt war ich doch schon ein paarmal und bin nicht daran gestorben."

„Hä! Was du verliebt nennst!" Wenzel lachte ein bißchen wegwerfend.

„Vor zwei Jahren waren's Gretel Haberstroms blonde Zöpfe, die dich verdreht gemacht hatten, und den nächsten Sommer die blanken Augen unserer jungen Kommandeuse. Aber du hast dich nicht aufgehangen, als die erste den langen Laban, den Piegusen, heiratete, und dann als der Kommandeur mit seiner Eva nach Berlin übersiedelte, hast du nicht mal den Appetit verloren. Nennst du das etwa lieben? Da hab' ich was anderes geleistet!" Er stellte sich breitbeinig hin und schlug sich triumphierend an die Brust. „Damals, als die Pönnig hier gastierte, verliebte ich mich, ging zu meinem Papa und sagte: „Die oder keine!" Dann schrieb ich mein Abschiedsgesuch! Alles an einem Tage!"

Hans Wilhelm schüttelte sich vor Lachen. „Na und ..,?"

„Kismet", gab Wenzel mit trauriger Miene zurück. „Meine Flamme war schon verlobt, mein guter Vater legte bloß schweigend den Finger an die Stirn, und mein Abschiedsgesuch liegt infolgedessen noch heute in meiner Schreibtischschublade . . . Aber du mußt doch zugeben, daß ich draufging wie Blücher!"

„Allerdings! Ich bewundere deine Entschlußfähigkeit und werde mir ein Beispiel daran nehmen!"

„Tu' das, mein Junge, sobald mal da drin die richtige Siedehitze wird."

*

Drei Wochen waren vergangen. Des Winters Macht begann zu weichen. Der Tauwind brauste durch die Straßen von B. Der Himmel hatte jene eigentümlich grelle Farbe, die den Augen auf die vielen dunklen Wintertage förmlich wehtut.

In der Jakobusschen Wohnung war großes Putzfest. Der Vater hatte eine kleine Reise unternommen, und man wollte seine Abwesenheit benützen, um allen Winterstaub hinauszufegen.

Mi hatte ein knallrotes Kattuntuch über das lichte Blondhaar gebunden und hantierte eifrig mit dem Staubwedel. Lo stand vor einem Wännchen mit Seifenwasser und säuberte mit einem alten Zahnbürstchen die Nippsachen.

Mitten in diese Emsigkeit hinein kam der Briefträger. „Ach, bloß die Zeitung!" Achtlos wurde sie beiseitegelegt. Für jetzt hatte man Wichtigeres zu tun.

Erst am Abend, als alle Arbeit getan und die Geschwister wieder gemütlich in der Wohnstube saßen, kam sie wieder zu Ehren. Und da fand Lo zu ihrem Schreck ein Inserat, das sich nur auf sie beziehen konnte.

„Die Dame, die am 26. die gereimte Erwiderung an mich sandte, bitte ich dringend um werte Adresse. Das Gedichtchen begann: Mein Freund, was du wünschest . . . Gefl. Zuschrift befördert unter „Rätselhaft" der Verlag dieser Zeitung."

Glühende Röte stieg in ihr Gesicht. Fatal, daß die Sache doch nicht so im Sande verlief, wie sie gedacht! Ach was! Man muß doch nicht schreiben. Wenn nur die andern nichts merkten! Verstohlen sah sie zu Irma hinüber. Doch die stichelte ruhig an ihrem Deckchen weiter. Lo saß auf ihrem Platze wie das verkörperte schlechte Gewissen. Krampfhaft drückte sie die Hand auf die Stelle, wo in auffälligen Buchstaben das Inserat stand. Also dieses Blatt mußte sie baldmöglichst um die Ecke bringen! Eine tolle Angst überkam sie, daß der lustige Einfall, dem sie da nachgegangen, die übelsten Folgen haben könnte. Wenn der Mensch sich einen Detektiv nahm oder sonst auf eine Art sie ausfindig machte? Heiß und kalt lief es über den Rücken.

Aber dann gewann doch ihr leichter Sinn wieder die Oberhand. Mochte er doch kommen und sie zur Rede stellen! Sie hatte ihn zurechtgewiesen, aber nicht beleidigt!

Verstohlen las sie die Anzeige noch einmal. Also um ihre Adressen bat er sie dringend. Ja, warum denn? Eigentlich sah das nicht nach Beleidigtsein aus! Aber daß es ihr nicht um ein Abenteuer zu tun war, ging doch klar daraus hervor, daß sie mit keinem Wort angedeutet hatte, wer und wo sie war. Ob er am Ende gar Gefallen an dieser verschwiegenen Art gefunden? Dann mußte er entschieden ein groß angelegter Mensch sein, solche Nasenstüber nehmen kleinliche Menschen ganz gehörig übel.

Nun fing sie an, sich den Unbekannten vorzustellen. Immer reger wurde ihre Neugier. Zu gern wüßte ich doch, wer das ist . . . Ob ich . . . ? Sie schrak förmlich zusammen über diesen Gedanken. Ängstlich sah sie die Geschwister reihum an, ob etwa eines von dem Sturm, der durch ihr Innerstes brauste, etwas merke.

Die Sorge war natürlich überflüssig, denn jedes war mit sich beschäftigt. Franz machte Schularbeiten. Mi las, und Irma stickte.

Da stand Lo plötzlich auf. „Ich gehe inzwischen in unser Schlafzimmer. Mi! Mir fällt ein, ich könnte noch an Tante Mühling schreiben."

„Ach ja, tu' das!" meinte Irma freundlich. Sie schrieb nicht gern Briefe. Los Opfermut rührte sie fast.

Fünf Minuten später saß Lo mit glühenden Wangen in dem molligen Mädchenstübchen und schrieb einen Brief, aber nicht an Tante Mühling.

„Großer Unbekannter!

Dem Herkommen gemäß müßte ich schreiben: Geehrter Herr! Aber ich kenne Sie nicht, und was sich meiner Kenntnis entzieht, das kann ich auch nicht ohne weiteres verehren. — Also deswegen keine Feindschaft nicht!

Wer ich bin, wollen Sie gern wissen? O das sei gern gesagt! Ein junges Mädel von achtzehn Jahren, mit braunem Haar und grauen Augen. Ich habe mit gutem Erfolg die Töchterschule besucht, und nach dieser Zeit kam ich unter die Fuchtel meiner guten Alten. Wer das ist? Meine älteste Schester. Nennen wir sie Luise! Sie ist dreiundzwanzig Jahre alt und ein Muster aller weiblichen Tugenden, als da sind: Kochen, Backen, Einlegen, Nähen usw. Nebenbei ist sie famos beschlagen in Griechisch und Latein, wie das ja auch von der erstgeborenen Tochter eines Menschen, der den Philosophendoktor gemacht hat, selbstverständlich ist. Ich bin zurzeit von einer ähnlichen Vollkommenheit leider noch so weit entfernt als wie der Mond von der Erde. Das zu sagen, fühle ich mich verpflichtet. Sie könnten sonst auf die verwegene Idee kommen, mich heiraten zu wollen. Also da muß ich gleich vorweg bemerken, daß ich da keine Lust zu habe. Unsere gute Alte sagt immer: „Das heben sich unserem Vater seine Töchter bis ganz zuletzt auf." Ich hoffe, großer Unbekannter, daß Ihnen diese Aufschlüsse über meine Person und Absichten völlig genügen. In diesem befriedigenden Bewußtsein hab' ich die Ehre zu bleiben:

Rätselhaft."

Mit leisem Lachen überlas sie die launige Epistel noch einmal, dann schrieb sie schnell auf einen Umschlag die Deckadesse, versenkte den ganzen Brief in einen großen Umschlag, auf den sie die Zeitungsexpeditionsadresse schrieb, und trug den Brief selbst in den nächsten Postkasten.

Von nun an begann eine Zeit fieberhafter Unruhe. Wenn die Stunde nahte, wo die Zeitung erschien, trieb sie sich in der Nähe der Korridortür herum und wußte es immer so einzurichten, daß sie die erste war, die sie abnahm. Ehe sie sie den anderen gab, überflog sie erst gespannt das Eckchen, das unter den Heiratsofferten kam, in der unklaren Erwartung, daß der Unbekannte doch noch einmal von sich hören lassen würde.

Am vierten Tage war auch wirklich ein Inserat darin, das ihr galt. „Rätselhaft", hieß es da, „wollen Sie mir nicht gütigst wenigstens eine Deckadresse angeben, um mir die Möglichkeit zu schaffen, Ihnen für den entzückenden Brief danken zu können? Ihr sehr beglückter:

Unbekannter!"

Lo verschlug es fast den Atem, als sie es las. Was sollte sie machen? Sollte sie wirklich hier einen Verkehr anbahnen mit einem ganz fremden Menschen? Die Wohlerzogenheit einer Tochter aus gutem Hause jagte ihr Schauer des Entsetzens über den Leib bei diesem Gedanken. Aber die lachenden Kobolde, die achtzehnjährige Mädels nun einmal in allen Kleiderfalten sitzen haben, drängten sie ungestüm: „Tu' es doch! Gib ihm doch Bescheid! Du brauchst ja deinen Namen nicht zu nennen! Er braucht es nie zu erfahren, wie du heißt. Vielleicht ist er ein einsamer Mensch, der schon zufrieden ist, ab und zu mal ein nettes Briefchen zu erhalten . . . Tu' es doch" Und sie tat es.

Schon am nächsten Abend saß sie wieder heimlich und schrieb:

„Großer Unbekannter!

Warum wollen Sie mir danken? Ich habe den Brief aus Scherz geschrieben, und wenn Sie hoffen, in einen anregenden brieflichen Verkehr mit mir zu kommen, so wird Ihnen meine Ungeschicktheit viele Enttäuschungen bereiten. Ich verfüge nicht, wie Sie vielleicht anzunehmen belieben, über große Gewandtheit des Geistes . . . Gute Mittelsorte!! Damit ist mir auf allen Gebieten ein erschöpfendes Zeugnis ausgestellt.

Wenn Sie nunmehr noch wünschen, irgendeine Zuschrift an mich gelangen zu lassen, dann tun Sie es, bitte, unter „123 Rätselhaft" Postlagernd Amt 10!"

Nun, Schicksal, gehe deinen Lauf, meinte sie lachend zu sich selber, als sie das geschrieben hatte.

Am zweitnächsten Tage schon ging sie erwartungsvoll nach Amt 10 und fragte, ob unter „123 Rätselhaft" etwas da sei.

Der Beamte sah sie einen Augenblick prüfend an: dann fiel ihm ein, daß er sie schon des öfteren mit einem alten, ehrwürdig aussehenden Herrn in langem, weißem Bart gesehen habe. Unverkennbar war sie also aus guter Familie, und ohne weiteres Zögern schob er ihr einen Brief in die Hand.

Schnell ließ sie ihn in ihrem Muff verschwinden, zog den Schleier dichter über das Gesicht und trat ins Freie.

Nun noch ihn unbemerkt lesen können! ! Aber wo? Am besten schon daheim! Sie sah nach der Uhr. Mi wollte eine Freundin besuchen, und Irma arbeitete mit dem Vater; sie war also jetzt daheim am ungestörtesten. Als sie so weit in ihren Gedanken war, wandte sie sich schnell, um den Weg nach Hause einzuschlagen. Erst hatte sie nach den Anlagen gehen und dort lesen wollen.

Als sie um die nächste Straßenecke bog, prallte sie mit einem Gardeleutnant zusammen, der eben hastig um die Ecke geschoben kam. Er griff schnell zu, und einen Herzschlag lang lag sie in seinen Armen. Wäre er nicht so fix gewesen, so wäre sie auf den glatten Steinen des Bürgersteiges zu Falle gekommen.

Sich höflich entschuldigend gab er sie frei.

„O verzeihen Sie, bitte, meine Gnädigste! Ich war so in Gedanken, daß ich gar nicht darauf achtete, ob jemand um die Ecke kam. Es tut mir sehr leid." Und er schlug die Hacken zusammen und nannte seinen Namen: „Hans von Süren!"

In tödlicher Verlegenheit stand Lo und sah in sein hübsches Gesicht. Die blauen Augen schauten sichtlich ange-

nehm berührt in das blühende Mädchengesicht vor ihm. Um die Mundwinkel aber, die ein forsches, blondes Bärtchen beschattete, zuckte es wie spitzbübisches Vergnügen über diese niedliche Anrempelung.

Das machte sie ganz verwirrt.

„O bitte", stotterte sie, „Sie brauchen sich gar nicht zu entschuldigen, denn ich war mindestens ebenso schuld an dem Zusammenstoß. Ich war nämlich auch so in Gedanken. Ich danke Ihnen sehr, Herr von Süren, daß Sie mich vor dem Fall bewahrten!" Damit machte sie ihm eine reizende, kleine Verbeugung, und ehe er noch ein Wort sagen konnte, war sie schon ein Stück weg von ihm.

Interessiert sah er ihr nach, nicht ahnend, daß er soeben diejenige im Arm gehalten, um die sich seit ein paar Wochen alle seine Gedanken drehten.

So blind sind oft die Menschen!

Langsam folgte er ihr und versuchte, sich ihr reizendes Gesicht im Geiste wieder vorzustellen. Unter einem einfachen Pelzhütchen zwei strahlende Grauaugen, umsäumt von schwarzseidenen Wimpern und überwölbt von feinen, schwarzen Brauen. Das Näschen kurz und gerade, der Mund klein, rot und voll, das ganze Gesicht umrahmt von glänzendem, braunem Haar.

„Donner noch mal! Was für'n hübsches Mädel!" murmelte er versonnen vor sich hin. Und es wurde ihm ganz warm in der Erinnerung daran, wie weich und mollig sich das ganze, reichlich mittelgroße Persönchen angefühlt hatte. „Ach ja, ohne Liebe ist das ganze Leben eine Blume ohne Duft! Hast wirklich recht, Wenzel! Aber pfui! Da bin ich schon halb und halb auf dem Wege, meiner kleinen Rätselhaften untreu zu werden. Und sie gefällt mir doch, ihrem Briefe nach, so gut! Scheint beinahe Seelenverwandtschaft mit Rosi zu haben; denn die würde mir auch so reizend schnippisch und dabei doch so herzlich schreiben. Fahre wohl, schöne Unbekannte! Du bist zwar ein reizender Käfer, aber meine kleine Rätselhafte lockt mich mehr. Da hab' ich schon eine Ahnung, was drin steckt, aber bei dir weiß ich das nicht. Hoffen wir, daß das kleine Rätselwesen nicht gerade ein Scheusal ist . . . Also dann freu' dich, Vater, dann erlebst du doch noch meinen Polterabend."

Und er ging nachdenklich nach Hause und las wohl zum zwanzigsten Male den Brief, den ihm die kleine Rätselhafte geschrieben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Daniel Chodowiecki.

Zum 200. Geburtstag des großen Zeichners und Radierers, geb. 16. Oktober 1726.

Von Hildegard Schönstädter.

Daniel Chodowiecki, aus einer alten Danziger Kaufmannsfamilie stammend, war es, der der deutschen Kunst des achtzehnten Jahrhunderts neue, freiere Wege wies, der sie von der Unnatur französischer Auffassung und der sklavischen Nachahmung dieser Auffassung hinaus ins Leben ihrer eigenen Zeit führte und sie Menschen und Typen dieser Zeit beobachten und erfassen lehrte — ganz im Gegensatz zu den Staatsaktionen, zu den prunkenden und unwahren, verlogenen Themen, die bis dahin als einzig der Kunst würdig gegolten.

Der Knabe, zeichnerisch begabt, sollte, desungeachtet, Kaufmann werden, doch brachte es die Eigenart seiner Lehrstelle mit sich, daß er begann, sich mit Emailmalerei, die gerade damals sehr modern war, zu befassen. Auch nach seiner Übersiedlung nach Berlin setzte er diese Arbeit fort, die sich immer mehr zu seinem eigentlichen Berufe auswuchs, obwohl er sie niemals richtig gelernt hatte. Später kamen noch Miniaturen hinzu, die er in großer Menge, zum Teil für die preußischen Höfe, malte. Sein Traum war aber die Ölmaleri und auch hier versuchte er sich, ganz autodidaktisch, in den späten Abend- und Nachtstunden, die ihm die Arbeit des Tages übrig ließ. Aber sein mangelndes Gefühl für die Farbe und sein Unvermögen, größere Flächen zu bemeistern, das wohl durch die Miniaturmalerei hervorgerufen war, ließen ihn hier niemals zu etwas Rechtem kommen, so daß er nach einigen Jahren schmerzlich resignierte. Nur eines seiner Bilder sollte den Grundstein zu seinem Ruhm legen, freilich nicht als Maler, sondern als Radierer. Der „Abschied des Jean Calas". Das Bild, das einen Gegenstand behandelte, der gerade damals die Herzen sehr rührte und bewegte, fand bei denen, die es sahen, solchen Beifall, daß der Meister sich auf Anraten anderer entschloß, es zu radieren, um es auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. So wurde es ein durchschlagender Erfolg, der Chodowieckis Namen bis in Handwerker- und Bauernstuben trug.

Neben diesen Radierungen her aber ging noch immer die Emailarbeit und Miniaturmalerei und das Zeichnen nach der Natur, wo er ganz reizende kleine Bildchen und Gruppen schuf, die Zeugnis von seinem offenen Blick für das Charakteristische an Menschen und Dingen ablegen.

Was aber seinen Namen in weiteste Kreise trug, waren die Illustrationen der verschiedensten Kalender, die er durch Jahrzehnte hindurch ausführte. Immer um einen Gedanken gruppiert, geben sie einen sehr interessanten Ausschnitt aus der damaligen Anschauungswelt. Aber auch Dramen, die besondere Aufmerksamkeit erregten, Romane der deutschen und ausländischen Literatur, meist Werke, die heute schon lange wieder verschwunden sind, wurden hier im Bilde festgehalten und in späteren Jahren kriegerische und historische Ereignisse. Hier freilich versagte Chodowieckis ein wenig kleinliche, philiströse und ganz bürgerliche Kunst und er machte sich weit lieber an die Radierungen ganz frei erfundener Blätter, unter denen sich ganz wunderhübsche Sachen finden. Eine große Reihe von Werken der Klassiker fanden ebenfalls ihre Illustration durch den Griffel des unermüdlichen Meisters.

Eine Reise, die er nach Danzig zu den Seinen machte, schenkte ihm ein ganzes Skizzenbuch voll Erinnerungen. Da finden wir den Abschied von seiner Familie in Berlin, die ihn fast wie einen Toten betrauert, und die freudige Wiedersehensszene mit seiner Mutter, die er seit dreißig Jahren nicht gesehen. Viel Ruhm und Ehren brachte ihm dieser Aufenthalt, denn sein Name war weit über die Grenzen seines engeren Wirkungskreises hinaus bekannt geworden und seine Blätter wurden eifrig gesammelt.

In späteren Jahren wurde er Direktor der Akademie der Künste und widmete dem ziemlich heruntergekommenen Institut einen beträchtlichen Teil seiner Zeit und Kraft. Ganz erstaunlich groß war seine Arbeitskraft und sein Fleiß, die ihm ein glückliches Familienleben schenkte.

Am 7. Februar 1801 ist er in Berlin gestorben. Wenn er auch nicht einer der Größten in seiner Kunst gewesen, so doch ein Wegweiser und Bahnbrecher für die Kommenden, der sie durch sein Vorbild kritisch machte und hinwies auf die große Lehrmeisterin Natur.

*

Kleinigkeiten über Chodowiecki.

Wie Chodowiecki im Reiten zeichnete und dabei Zähne ließ!

Chodowiecki konnte das Fahren nicht vertragen und machte daher alle Reisen zu Pferde. So nahm er auch einmal am 3. Juni 1773 in Berlin von seiner Familie Abschied, und trabte, das Felleisen auf den Sattel geschnallt, zum Besuch seiner Vaterstadt nach Danzig. Unterwegs nahm er oft genug, wie Hartmann im „Künstlerwäldchen" erzählt, die Zügel zwischen die Zähne, um die Hände zum Zeichnen frei zu haben. Einmal stolperte dabei seine Rosinante und warf den Zeichner-Reiter in weitem Bogen aus dem Sattel. Dabei wurden dem Künstler einige Zähne aus dem Kiefer gerissen!

*

Chodowiecki und das Standbild Friedrichs des Großen unter den Linden in Berlin.

Chodowiecki hat auch an dem Standbild für Friedrich den Großen Anteil, indem er wenigstens bezüglich der Kostümierung seinen Rat gab. Er schreibt darüber nach Hartmanns „Künstlerspiegel" unter dem 10. Februar 1792:

„Der König, die Mehrheit der Akademie und viele Aristokraten sind für das Antique Costum, der Kronprinz, das Publikum, der Minister Heinitz, Graf Arnim, Schado und meine Wenigkeit sind für das Costum, was Friedrich von Jugend auf bis an sein Ende getragen hat, und dieses nenne ich das

„Preußische Costum".

Warum sollte dieser König, der seinem Seculum so viele Ehre machte, sich nach der Mode der Römer richten, die, gegen ihn gestellt, so elende Kerle waren!

Sinnspruch.

Ohne Arbeit, was gewinnst du?
Ohne Einsicht, was beginnst du?
Ohne Weisheit, was vereinst du?
Ohne Würde, wie erscheinst du?
Ohne Anmut, wie erbaust du?
Ohne Demut, wem vertraust du?
Ohne Glauben, was erstrebst du?
Ohne Hoffnung, was erlebst du?
Ohne Liebe, was erringst du?
Ohne Tugend, was vollbringst du?

Maria Nissen.

Der heilige Franziskus als Prophet.

Der Tod des Heiligen Franziskus fällt in die Regierungszeit Kaiser Friedrichs II. als Vertreter der weltlichen, Papst Honorius III. als Vertreter der kirchlichen Macht. Die Kirche und das Kaisertum stritten wohl nie wieder so scharf wie damals um die Vorherrschaft in Italien. Es ist heute interessant, festzustellen, wie der Heilige Franz sich diesem Streit gegenüber verhalten hat. Diese Feststellung ergibt gleichzeitig, daß dem Heiligen Franziskus die Gabe der Prophetie eigen war. Im Frühjahr 1226 kam Friedrich II. nach Rimini und erhielt dort einen Brief mit dem lakonischen Inhalt:

„Bruder Franziskus von Assisi ist gekommen, um mit dem Kaiser zu sprechen. Er folgt diesem Briefe auf dem Fuße!"

Vorgelassen begrüßte Bruder Franziskus den Kaiser durch Neigung des Hauptes, mit auf der Brust gekreuzten Händen. Die Handrücken die roten Wundmale, die sichtbaren Eindrücke der Wunderkraft verzückter Betrachtung des gekreuzigten Christus, tragend.

„Ich kam Euretwegen aus meinem Kloster in Assisi nach Rimini", sagte Franziskus. „Gott hat mir zwei Traumgesichte geschickt, die ich Euch verkünden muß. Hört und wahret das Geheimnis:

Ehe der Mond siebenmal gewechselt hat, wird mein Erdenleben beschlossen sein, und wenn mein Leib fünf Monde im Sarge ruht, wird der Papst mir folgen."

An der Prophezeiung zu zweifeln, sagt der Chronist, kam dem Kaiser gar nicht in den Sinn. Tatsächlich starb auch Franziskus sieben Monate später und fünf Monde nach ihm, am 10. März 1227, auch Papst Honorius III.

„Mein zweites Gesicht", fuhr Bruder Franziskus fort, „zeigte mir eine große wogende Volksmenge auf weitem Platz am Meer in strahlendem Sonnenschein. In der Mitte des Platzes stand ein Gerüst mit einem Henkersblock, und auf dem Block, unter dem geschwungenen, blitzenden Beil, lag ein Jünglingshaupt, das Eure Züge trug, Kaiser Friedrich! Eure Augen, Eure Locken! Dazu vernahm ich ein Wort, das Euch vielleicht eine Deutung sein mag:

„Frevel im Stauferland verlöschte die Normannen, Frevel im Normannenland wird die Staufer verlöschen!"

Dem Kaiser schauderte. Er dachte an die Burg Ems im väterlichen Schwaben, wo geblendet und verstümmelt ein schöner blonder Knabe, der letzte des stolzen Normannenhauses, sein Leben ausgehaucht hatte: Frevel im Stauferland verlöschte die Normannen. Aber Franziskus hatte hinzugefügt: „Frevel im Normannenland wird die Staufer verlöschen." Auch diese Prophezeiung ist eingetroffen. Am 29. Oktober 1268 stand das Gerüst auf dem Karmelitermarkt zu Neapel, auf dem das Haupt Konradins, des letzten Staufers, unter dem blitzenden Beile fiel.

Geister-Soldaten in China.

In welchem Maße Aberglaube und religiöser Haß in China noch Orgien feiern können, zeigt folgende Geschichte. Im Jahre 1921 geriet Südchina gegen den Norden in Aufstand. In Hu Pe — so erzählt ein Missionspater in dem niederländischen Blatt „De Stem van St. Antonius" — verbündeten sich einige Heerführer mit den Südlichen; umgekehrt kamen Südliche nach Hu Pe. Die Bewohner wurden von ungeregelten Truppen ausgesogen. Endlich hatte die Bevölkeung der Unterpräfektur Li-Tschuan von der Unterdrückung genug und beschloß, den Räuberbanden auf den Leib zu rücken. Zur eigenen Anfeuerung und auch zur Belebung der Anwerbung gaben sie sich Anführer in Gestalt sogenannter „lebender Pusahs". Diese Leute gaben vor, Geister in Menschengestalt zu sein. Sie erklärten, unverwundbar zu sein, und tauften sich selbst auf den Namen „Chen-Pin", d. h. Geistersoldaten. Das Volk ließ sich beschwätzen und glaubte fest an ihre Unverletzbarkeit; selbst unwissenden Christen konnte man diese Überzeugung nicht ausreden. Wenn man allen Erzählungen Glauben schenkt, müssen bei den Chen-Pins Dinge vorgekommen sein, die sich ohne übernatürliche Einwirkungen nicht erklären lassen. Doch allmählich wurde auch für die Chen-Pins das Morden und Rauben die Hauptsache. Sie verwüsteten das ganze Gebiet der Unterpräfektur, die sie ursprünglich schützen wollten, mit Feuer und Schwert. Die Christen machten nicht mit und fielen deshalb bei ihnen in Ungnade: der religiöse Haß erwachte. Christen, die den feierlichen Kniefall vor dem Pusah, dem Obergeist, verweigerten, wurden ermordet, ihre Wohnungen eingeäschert. Die Missionare flüchteten, soweit sie sich in Sicherheit bringen konnten. Die Missionsstation des Paters Hermenegildis wurde Hauptquartier der Chen-Pins; der Altar der Kapelle diente als Thron für einen ihrer Pusahs, der sich dort verehren ließ. Alles, was die Form eines Kreuzes trug, wurde zerstört. In Lan-Pin wurde Pater Pieregrinus ergriffen. Man band ihm die Hände auf den Rücken, bedrohte ihn mit Messern und Gewehren und zerrte ihn in rasender Wut aus seiner Station heraus nach einer Pagode, um ihn zu zwingen, einen „lebenden Pusah" zu verehren. Zwei Vertreter der örtlichen Obrigkeit, selbst Nichtchristen, aber nicht christenfeindlich, leisteten den Kniefall und baten für den Pater um Gnade. Diesem Eingreifen verdankte der Missionar seine Errettung. — Zu Beginn des Sommers 1921 besiegten die Truppen des Nordens diese berüchtigten Geistersoldaten. Eine Reihe „lebender Pusahs" wurde erschossen oder enthauptet, ohne daß diese Prozedur bei den „Geistern" mehr Zeit als bei gewöhnlichen Verbrechern in Anspruch genommen hätte.

Lustige Rundschau

* **Vernunftsehe.** „Denken Sie mal, mein Freund Alfred heiratet jetzt seine Wirtin, bei der er schon zwanzig Jahre wohnt. Er war früher wohlhabend, jetzt hat er gar nichts mehr." — „Aber warum in aller Welt heiratet er denn dann?" — „Weil er sein Geld wiederhaben will, sagt er."

L. D.

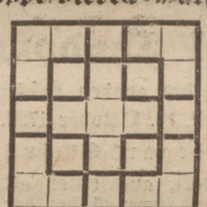
* **Die Vergangenheit.** Ein dreizehnjähriger Knirps steht wegen Diebstahls vor Gericht. Er hat einem Mitschüler das Geldtäschchen aus der Tasche gezogen. — Der Tatbestand ist geklärt. Der Verteidiger erhebt sich. — „Ich bitte, es bei einem Verweise zu belassen, da der Angeklagte eine tadellose Vergangenheit hinter sich hat."

A. J.

* **„Der Anknüpfungspunkt!"** „Oh, Meister, — teurer Meister! — Das Bild ist ja ganz fabelhaft! — Also ich meine schon allein von meinem Laienverstandpunkt. — — — — „übrigens, da wir gerade vom Leihen sprechen. — — — — könnten Sie mir wohl 20 Mark leihen?!!"

Rätsel-Ecke

Doppelviereck-Rätsel.



Die 5 Wörter: Degen, Halle, Erwin, Anker, Ilias sind in anderer Reihenfolge in vorstehendes Schema einzutragen.

Bei richtiger Lösung machen dann die durch fette Umrahmung hervorgehobenen Buchstaben in Form eines auf der Spitze stehenden Quadrates, mit dem Mittelbuchstaben der ersten Querzeile begonnen und von links nach rechts herumgelesen, ein erfreuliches Erntegeschäft nambaft.

*

Rätsel.

Drei Wochen hielt die kleine Feste Stand,
Dann fiel sie endlich in des Feindes Hand.
Noch barg's mit o der Speisekeller zwar,
Und dennoch siegte der Belag'rer Schar;
Sie drang urplötzlich in die Burg bei Nacht,
Das Wort mit e hat dies zuweg' gebracht.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 194.

Silbenkreuz-Rätsel:

TA	PIR
NA	DEL

Scherz-Rätsel: Um N acht ung = Umnachtung.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hevke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.